

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1909**

51 (2.3.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 18

# Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 18. Karlsruhe, Dienstag den 2. März 1909. 29. Jahrgang.

## Deutschland und Amerika.

Ein Vergleich von Wolf Geyner.

(Schluß.)

Kritische Würdigung erheischt noch die Erwägung der Frage: Kann das deutsche die sich ihm von oben entgegenstimmenden kulturfeindlichen Elemente leichter und eher als das amerikanische die von unten es fesselnden überwinden?

Nehmen wir die letzten 30 Jahre als Maßstab für beide Länder!

Wenn in Anschlag gebracht wird, wieviel hier seitdem von Bevorzugung des Adels für die höheren Zivilposten, von der allgemeinen Unfreiheit der Beamtenklasse, von Schädigung bedeutender Talente durch offizielle Begünstigung charakterischer, devoten Strebertums, vom Militarismus als Sonderklasse, von feudalem Vor- und Unrecht, von obrigkeitlicher Bevormundung im allgemeinen usw. zurückgeblieben — und um wie ein Bedeutendes dagegen die schlimmen Auswüchse des politischen Amerikanismus seit einer Generation zurückgegangen sind — so erscheint der Schluß durchaus gerechtfertigt, daß innerhalb weniger Jahrzehnte die evolutionäre Bewegung der Vereinigten Staaten zur Vervollkommnung des Staatswesens in befriedigender Weise verlaufen dürfte als die hiesige Entwicklung, welche zu oft von „Fraktionen“ bedroht und durch Gewalten aufgehalten wird, die vermöge ihrer „rocher de bronze“-Natur, dem intellektuellen Andringen unberechenbar lange trotzen.

Ivar ist das deutsche Staatswesen dem amerikanischen in zwei Dingen von fundamentaler Bedeutung tausend Meilen voraus: Amtsehre und saubere Verwaltung; Sozialdemokratie und Sozialgesetzgebung.

Aber die hiesige Fortschrittsbewegung hat stets doppelte Hindernisse zu überwinden: wenn sie den Volksgedanken vorwärts gebracht, muß sie den bestehenden Gewalten einen Teil der von ihnen usurpierten Vorrechte abzugeben versuchen.

Die amerikanische Reformfrage dagegen hat es mit einem Feinde nur zu tun: dem „Unverständnis der Massen“.

Sobald diese für Purifizierung der Ämter gewonnen sind und auf anständigere Parteipolitik dringen, ist der Weg für eine fortschrittliche Arbeiterbewegung, das Emporkommen des Sozialismus in den Tradesunions und damit auch der Einzug desselben in die parlamentarische Arena geebnet.

Bei der ungeheuren Größe des amerikanischen Landesgebietes erfordert allerdings die intellektuelle Pionierarbeit dort einen Zeitraum, dessen Länge für deutschländische Begriffe und Erfahrungen fremdartig ist.

Dennoch verlohnt es sich in Amerika, mittels Tropens den Stein zu hohlen, weil zu guterletzt die arithmetische Progression in geometrische sich verwandelt, ohne daß — wie hier — eine Zentralgewalt hemmend oder verdrängend eingreifen kann.

Des amerikanischen Reformfreundes Arbeitsaufgabe besteht in Erweiterung der geistigen Perspektive des Volkes, in Erzeugung jener höheren Intelligenz, welche im allgemeinen identisch ist mit geläuterter Moral — einer von der bisherigen einseitigen, auf den Erwerb lediglich gerichteten Intelligenz verschiedenen — einer Intelligenz des Gemeinnsinns, die das Interesse am Gemeinwohl pflegt.

In dieser Beziehung ist sehr vieles geschehen, das den Kenner der einschlägigen Verhältnisse mit Mut und froher Hoffnung für die Zukunft zu erfüllen geeignet ist. Die erfolgreiche, eminente Arbeit allein der Schulmänner und Lehrerinnen aller Grade zur Erhöhung des Volksbil-

dungsstands bietet eine Gewähr für ethischere Zeiten in Amerika. Rückgang der kirchlichen Herrschaft über den öffentlichen Geist wird unvermeidlich, sobald die (jetzt nur vereinzelt auftretende) Frage die öffentlichen Organe beschäftigt, wiewo unter mehr als hundertjähriger geistlicher Führung die eklatantesten Verbrechen gegen das Gemeinwohl — wie Wahlfälschung in einer ihrer mannigfachen Formen — in allen Schichten der Parteipolitiker Schutz oder mindestens Verzeihung fanden und, wenn die Schuldigen Verführer statt Verführte waren, vom Strafgerichte in den allergeringsten Fällen nur erreicht wurden.

Ein zweites Besserungssymptom ist die allmähliche Befreiung des Volkes mit der „Zivilisationsstunde“, welche für eine gewisse Klasse von unteren und mittleren Regierungsbeamten (des Postdienstes zum Beispiel) die „Beutepolitik“ beseitigt und dafür eine Prüfung einführt, mit der Bestimmung zugleich, daß der auf Grund bestandenen Examens fürs Amt Ernannte daselbst (bei tadelloser Führung) dauernd behält; wenn die herrschende Regierungspartei das Feld räumt, bleibt dies ohne Einfluß auf alle unter den Regeln der „Zivilisationsstunde“ eingesetzten Beamten. Mehrere Staaten und Kommunen haben das neue System bereits für ihre eigene Verwaltung adoptiert. Ein auf diese Weise formierter fester Stamm von mittleren und unteren Beamten, deren Existenz nicht vom Parteigetriebe abhängt, eng naturgemäß etwaige Korruptionsneigung eines (von Parteien wegen eingesetzten) oberen ein, dessen Kreaturen sonst die anderen waren.

Als drittes Besserungssymptom bezeichne ich die Ausdehnung des Kathedersozialismus auf den Univeritäten und Colleges — ein für Amerika sehr wünschenswertes Element als Antidote gegen die Arbeiterfreundlichkeit der bürgerlichen Tagespresse in Streifperioden.

Das vierte Symptom ist die in allen Großstädten des Landes während der letzten fünf Jahre zutage getretene Erbitterung gegen Kommunevertreter, welche wertvolle Gerechtfame unter Halbpartbedingungen für ihre eigene Tasche an Unternehmer verschaderten, und die hierauf zahlreich erfolgten Verurteilungen von „boodlerischen“ Stadträten zu langjährigen Zuchthausstrafen.

Das fünfte Symptom ist die durch das obergerichtliche Erkenntnis gegen Boykott neulich erfolgte Entschließung einzelner Tradesunions, in die unabhängige Arbeiterpolitik einzutreten, beziehentlich das sozialistische Tided (Debs) zu unterstützen.

Es ist nicht sehr viel, aber doch einladend genug, das öffentliche Leben Amerikas weiter mit Interesse zu verfolgen, um von den Fortschritten sich unterrichtet zu halten.

Amerikas „Moral in der Politik“ ist heute eine andere, ungleich höhere, als sie vor 30, 20 und 10 Jahren war.

Amerika wird zweifellos in absehbarer Zeit den Status erreichen, welcher hier zu Lande als Norm für Ehrenhaftigkeit im Parteiwesen wie in der Amtsverwaltung gilt.

Deutschland aber steht in Gefahr, bis dahin einen Teil seines Besten einzubüßen: der Idealismus, welcher ebenedem in allen politischen Parteien zu finden war, hat, außerhalb der Sozialdemokratie, einen bedenklichen Rückgang angetreten; allenthalben in bürgerlichen Kreisen hört man klagen: „Das „Strebertum“ überwiegt!“

Philosophie und Wissenschaft, Kunst und Literatur — von Servilität bedroht, das wäre eine „Korruption“ höheren, feineren Stils, in entferntem Grade nur mit der amerikanischen politischen Verderbtheit verwandt, aber nichtsdestoweniger ebenso verhängnisvoll wie diese.

Nun, zum Schluß: einige Details. Unergründliches Lob muß von jedem, der aus Amerika herüberkommt, den Verwaltungen der deutschen Großstädte zuteil werden. Es ist geradezu verblüffend, allent-

Metalle etwanden zu, dann, da dies oft unbequem und weiläufig war, wog man sie vorher ab und schnitt z. B. das Zeichen eines Tieres darauf ein, welches man um dieses Stück Metall kaufen konnte. Endlich wurde es Sitte, daß die Regenten ihre Bildnisse auf die Münzen prägen ließen.

Die Deutschen wußten vor 2000 Jahren noch nichts von Geld. Das Gold, das ursprünglich dem Handel diente, indem es den Umtausch vereinfachte, häuften man jetzt auf. Es ist Kapital geworden. Vom leblosen Metall zum Dämon der Menschheit, wach ein Fortschritt!

## Arbeiterfrauen und Kleiderreform.

Man schreibt uns: In Nr. 38 dieses Blattes, im Unterhaltungsblatt wird unter „Die Arbeiterfrauen und die Kleiderreform“ geschrieben: „Das Reformkleid braucht nicht nur nicht mehr, sondern weniger Stoff als ein anderes Kleid und so ist es auch mit der verwendeten Arbeitszeit.“

Meiner Ansicht nach ist das nicht richtig, zu einem Reformkleid braucht man mehr Stoff, wie zu einem anderen Kleid; ebenso braucht man auch mehr Arbeitszeit, z. B. wenn man zu einem anderen Kleid 6 Meter Stoff nimmt, so braucht man 7 Meter zu einem Reformkleid. Ein Reformkleid ist auch unständlicher zu bearbeiten, wie ein anderes Kleid. Im Interesse der Leserinnen dieses Blattes erlaube ich mir, Ihnen dieses mitzuteilen.

T. H. r.

## Mehr Volksgedichte.

Ein Parteigenosse aus dem Schwarzwald bittet uns, dem nachstehenden Poem Raum zu geben:

Mehr Volksgedichte schreiet ihr? — Das Dichten ist sonst mein Panier. Doch trug es mir noch gar nichts ein, Als Kummer, Elend, Not und Pein.

Was nützen euch mehr Volksgedichte? Ihr geht doch nicht nach dem Verichte. Ihr seid so lieb mir wie die Pfaffen, Die mich verspotten und verhasßen.

Es ist nur schad für jeden Fünfer, Den ich an dieses Volk gerüdt. Mir ist, als wäre es vom Schinder, Viel besser als von mir entzückt.

Gar manches hätte ich auf Lager, In meinem Bude, das jetzt voll. Ein zweites schrieb ich fürs Theater, Wüßt ich nur, wo ichs nehmen soll.

Mehr Volksgedichte wollet ihr, Dann schart euch unter mein Panier, Wo goldene Sonne steigt herauf Und zeigt der Welt der Zeit den Lauf.

Verkümmern laßt ihr die Gedanken. Verkaufn laßt ihr eure Frucht. Dem Wahren, Guten seht ihr Schranken Und gebt dem Unkraut Unterschlupf.

Der Same, den Lassalle gesäet, Sich längst zur Frucht entwicelt hat. Die Frucht, die überreift dastehet, Die pflüdet schnell, sonst fällt sie ab.

Als Bettler bin ich nun geboren, Als Bettler greif ich jetzt zum Stab. Wer mir nichts gibt, der ist — verloren Und hält' er gleich ein goldnes Grab.

## Terrorismus in der Kinderstube.

Dem Arbeiter und der Arbeiterin ist das Wort Terrorismus wohl bekannt; sie lesen es in den Zeitungen, hören es in den Versammlungen. Der Arbeiter empört sich über den Terrorismus der Unternehmerverbände, die Unternehmer höhnen über Terrorismus in den sozialdemokratischen Organisationen. Also vom politischen Kampf her ist das Wort dem Proletariat wohl vertraut.

Über Terrorismus gibt es durchaus nicht nur im politischen Machtkampf. Terrorismus gibt es im reichlichsten Maße auch in der Kinderstube. Die Großen üben ihn aus und die Kleinen müssen ihn erdulden, genau wie im öfenlichen Leben. Nur der Unterschied ist, daß politischer Terrorismus als schändlich, Terrorismus in der Kinderstube aber als selbstverständlich und notwendig gilt.

Terrorismus bedeutet Schredenherrschafft, Herrschafft durch Schreden. Der Unternehmer verbietet dem Arbeiter unter Androhung der Entlassung, daß er politisch eine andere, eine schärfere Meinung habe als er. Er nimmt ihm seine Redefreiheit, seine Handlungsfreiheit und möchte ihm manchmal auch die Denkfreiheit nehmen. Der Arbeiter soll nicht sagen dürfen, was in der Fabrik in schlechtem Zustande ist und wo etwas im Staate faul ist; er soll sich überhaupt nicht organisieren oder nur da, wo der „Herr“ es für gut hält. Das ist brutaler Geisteszwang, und der Arbeitsmann und die Arbeiterfrau haben vollkommen recht, wenn sie sich darüber empören. Sie verlangen Freiheit im Denken, im Ausprechen, im Handeln als ihr natürlichstes Menschenrecht.

Aber dieselben Menschen denken nicht im entferntesten daran, daß ihre Kinder genau dasselbe Recht auf Geistesfreiheit haben. Der Gedanke kommt ihnen überhaupt gar nicht, so unerhört dünkt er ihnen. Sondern wenn das Kind etwas Unbequemes, nach der Sprache der Eltern etwas „Ungehöriges“ sagt, so kriegt es ein paar Ohrfeigen, und wenn es gar etwas anderes tun will als Vater und Mutter gerade wollen, so kriegt es eine Tracht Prügel. Ist vielleicht das etwas anderes als Terrorismus der Starken gegen das Schwache?

Ein Beispiel: Die Kinder zanken sich. Die Mutter kommt dazu und schlägt ohne weiteres auf den Zunächststehenden los. Darob empörtes Geheul: ich bins nicht gewesen, der Karl und die Martha finds gewesen. Die Mutter, statt ihren im Zorn getanen Fehler zugeben, schreit ihn an: „Sei still, sonst kriegst du gleich noch mehr.“ Und meist schenkt sie sich auch das noch und schlägt gleich zu. Warum? Wie der Junge so frech war, „aufzumuden“. Der Junge ist aber durchaus im Recht, sich zu wehren, denn er hatte wirklich nicht mitgezankt, und die Mutter ist durchaus im Unrecht. Es fällt ihr aber nimmermehr ein, dem Kinde nach der Klarstellung unbedenklich zu sagen: „Du hast recht und ich habe mich geirrt.“ Sondern das Kind hat eben den Mund zu halten, es darf sich nicht verteidigen.

Es darf erst recht nicht aufbegehren. Da ist die Martha eben mit ihren Schularbeiten fertig und will davonspringen. Halt, sagt die Mutter, du mußt jetzt den kleinen Fritz warten. Martha ist außer sich und mault: der Karl ist schon so lange unten, und ich darf gar nicht runter. Was tut die Mutter, statt zuzugeben: Du hast recht und jetzt mag der Karl kaufkommen — die Mutter erklärt: jetzt mußt du grade oben bleiben, weil du so „ungezogen“ bist. Mit Mut im Herzen bleibt das Kind.

Auch über die Dienstleistungen der Kinder haben Eltern meist sehr merkwürdige Ansichten. Sie halten nämlich dafür, daß die Kinder unter allen Umständen den Eltern zu allen persönlichen Dienstleistungen verpflichtet seien. So heißt es immerfort: gib mir das, hol mir jenes, hilf mir hier und hilf mir dort. Nun ist es gewiß eine schöne Artigkeit, wenn das Kind dem Erwachsenen, der Junge dem Alten gefällig ist in kleinen Diensten. Nimmermehr aber haben die Genossen, die Alten, einen unbedingten Anspruch an solche Dienstgefälligkeit. Sondern sie haben das Kind genau so darum zu bitten, wie sie einen Erwachsenen bitten würden. Wir haben uns im Verkehr mit den Kindern gar zu sehr die Höflichkeit abgewöhnt, die wir im Verkehr der Erwachsenen untereinander doch für unerlässlich halten. Das Kind aber hat ein sehr feines Gefühl dafür, ob es mißbraucht wird und sagt das auch ganz ruhig. Und wir tun besser, jeden Widerspruch des Kindes auf seine Berechtigung hin zu prüfen als ihm den Mut dazu auszuprügeln.

Und wenn wir überhaupt erst einmal achtsam darauf werden, ob wir das Kind terrorisieren, da werden wir mit Beschämung — hoffentlich! — innewerden, daß solcher Fälle Legion sind.

## Literatur.

Tagebuch einer Verlorenen. Von einer Toten. Ueberarbeitet und herausgegeben von Margarete Böhme. Illustrierte Ausgabe in 20 Lieferungen zu je 20 Pf. Heft 2 und 3.

halben vorzügliches und reingehaltene Straßenpflaster und Trottoir vorzufinden, wenn man in Amerika sich daran gewöhnt hat, daß nur die Gegenden der Reichen und Wohlhabenden diesen Vorzug genießen.

Geht man in Newyork durch Lexington Avenue, Madison Avenue, Fünfte Avenue usw., darf man mit dem Straßenkommissär und dessen Bureau wohl zufrieden sein; zwei Minuten davon schon, in den Blocks, welche von der dritten und zweiten Avenue begrenzt sind, begegnet man der alten Tradition: im Winter gefrorenem Schnee, welcher liegen bleibt, bis er taut oder vom Regen mitgenommen wird; zu andern Jahreszeiten Reibrichthäufen, die auf den Abfuhrwagen so lange warten, bis sie vom Winde wieder nach allen Richtungen zerstreut sind. Die reichen Leute verlangen vom Straßenkommissär, daß er ihren Wohnbezirk säubere; so tut er es; die anderen sind von ihrem „Geschäfte“ oder ihrer Berufsarbeit so sehr in Anspruch genommen, daß sie keine Lust empfinden, sich mit öffentlichen Dingen zu befassen; sie reklamieren nicht.

Wenn man alle amerikanischen Großstadt-Bürgermeister zu einer Besuchstour herschickte und ihnen diejenigen Stadträte beigelegte, welche keine Amtswirtschaft auf's Nachhaus erworben haben, würden die Vereinigten Staaten ungeheuer davon profitieren.

Gegenwärtig, wo Amerika und Deutschland mancherlei „austauschen“, wäre es nicht unangebracht, anzuregen, amerikanische Zigarren und deutsche Weine „auszutauschen“.

Man hat hier keine Ahnung, wie miserabel, im Verhältnis zu den amerikanischen die deutschen Zigarren sind und den Amerikanern fehlt jedes Verständnis für das Rhein- und Moselzeugnis.

Ich möchte noch manches andere „austauschen“, wenn ich könnte: den deutschen Frühling mit dem amerikanischen Herbst, die deutschen Kirichen mit den amerikanischen Pfirfischen, deutschen Gänse mit amerikanischen Entenbraten und so weiter.

Nicht einzutauschen aber möchte ich für die Dauer: das armfellige deutsche Frühstück und Abendbrot gegen das amerikanische Breakfast und Diner.

Bitte, mich nicht mißzuverstehen. Bin weder Prasser noch Gourmand; mäßiger Esser, Trinker, Raucher usw. Aber die Eröffnung und der Schluß des amerikanischen Arbeitstages mit einem reichlichen Mahle gibt dem Dasein doch einen substanzvolleren Gehalt, als ein aus (nicht-brasilianischem) Kaffee mit Buttersemmel bestehendes Frühstück und ein aus Butterbrot mit Wurst oder Häring oder Käse zusammengesetztes Abendessen.

Es gibt doch noch manches, das die „hochentwickelte Kultur Europas“ von uns „Barbaren“ annehmen könnte.

### Brief vom Genfersee.

Feierliche Landschaften voll anmutiger Größe liegen um den blauesten aller europäischen Seen, den Genfer See. Was von den Zaden der Alpenwelt noch herabfließt in die rebenbestandenen Ufergelände, starrt nicht mehr wild zerissen in den Himmel, sondern zeigt die Linien der erhabenen Lieblichkeit, die über diesem ganzen Lande, wie eine Weihe liegt. Auch jetzt im Winter.

Man wird es sich einmal ganz abgewöhnen müssen, die Natur nur in der guten Jahreszeit für schön zu halten. Die Gegenden um den Genfer See, besonders an dessen oberem Teil, gehören zu den mildesten in Mitteleuropa. Aber der heurige Winter hat auch vor dem Klima der Schweizer Riviera kein Halt gemacht. So genießt man das seltene Bild einer fast südlich üppigen Landschaft im tiefsten Winterkleid. Die seltsamen Wälder geschälter Eichen, an denen drüben am savoyischen Ufer die Neben gepflanzt werden, sehen im Winterschmuck noch seltsamer aus als sonst. Nur die dicksten Äste sind an diesen gigantischen Nebsteden stehen gelassen und oben glatt abgejagt worden. So müssen diese Baumleiden den armbiden, viele Meter hoch sich hinausschlingenden Neben als Träger dienen und so schön der Anblick im Herbst ist, wo das Weinlaub und die Trauben den nackten Eichbaum verbeden, so viel von grotesker Größe hat der Anblick eines savoyischen Weinlaubes jetzt, wo der Schnee mit weißen

Linien die abenteuerlichen Krümmungen der dunkeln Eichenäste noch mehr hervortreten läßt. Hier auf dem schweizerischen Ufer werden die Neben niedrig gepflanzt und aus den kaum fußhohen, schwarzen Stümpfen werden die Ranken gezogen und nach der Weinlese wieder zurückgeschnitten. Ueberall da, wo jetzt auf sorgsam angelegten Terrassen Neben stehen, war früher üppiger Eichenwald. Die ganzen Ufer des Genfer Sees waren früher waldbestanden. Dafür hat der Genfer See einen der unangenehmsten Wintergäste erhalten, die Bise.

Die Bise ist ein lokaler Nordwind von einer ganz ungeheuren Gewalt. Er kommt über die Eis- und Schneewüsten der Freiburger und Verner Alpen und stürzt dann über das baumlose Vorgelände hinab auf die weite See- fläche, die er so aufwühlt, daß manchmal der Schiffsverkehr eingestellt werden muß. Aus erster Hand vom See bekommen die Savoyer Ufer und speziell das schußlose Genf die Bise. Ich kenne keinen so eifrigen Nordsturm wie die Bise. Wenn sie stark weht, macht sie Genf zu einer toten Stadt. Sie ist ein „lazy wind“ ein fauler Wind, wie die Engländer sagen. Sie ist zu faul, um um die Menschen herum zu gehen, sie geht mitten durch sie hindurch. Dieser gefürchtete Nordsturm des Genfersees kann nur deshalb seine auf Menschen und Klima so verheerenden Wirkungen ausüben, weil kurzfristige Gewinnsucht das Land des Waldes, dieses besten Windschutzes, beraubt hat. Aber ein Schönes hat die Bise doch, da sie fast immer nur bei ganz hellem Wetter weht, so bietet der See das Bild eines Sturmes im Sonnenschein. Das weite tiefblaue Beden wird dann durchjagt von Millionen weißer Schaumrosen, welche die Bise vor sich her treibt. Wenn dann noch wie jetzt gerade weiße Schäfchenwolken am Himmel erscheinen, dann ist es etwas Wunderbares um diese stürmische Welt im blitzenden, blau-weißen Empirerast.

Die Bise hat allerdings den „Karneval“ nicht hindern können. Genf, die halb pariserische Stadt mit ihrer falvinistischen Vergangenheit hat keinen Karneval. Die alten, streng protestantischen Traditionen erlauben das nicht. Dafür geht man dann in die savoyischen Landstädtchen am Südbufer, „pour s'amuser“. Der französische Karneval steht im Ruf, etwas besonderes zu sein. Mit Unrecht. Das französische Volk hat für den Alltag so viel von jenem leichten Sinn, den es gaieté heißt, daß eine Steigerung desselben auf einen Kulminationspunkt immer etwas Unglückliches sein muß. Der Humor fehlt. Das Groteske tritt an seine Stelle oder die triviale Massenbelustigung. So hat man sich am Karneval in den französischen Städtchen des Genfersees trotz der Bise damit amüsiert, daß man sich in den engen Straßen in dichtgedrängten Haufen fast todtrückte, sich gegenseitig, wenn überhaupt Ellenbogenfreiheit dazu vorhanden war, altes Konfetti in den Mund warf, sich von Unbekannten die Zehen fast abtreten ließ und dabei lächelnd dachte, es sei doch Karneval. So war es in Thonon und Gvian, zwei berühmten französischen Badeorten. Ueberall, wo die jogen „Kultur“ hindrängt, wird die Fastnacht roher und inhaltsloser. In Betracht kommt allerdings noch eines: bei der allgemein zugestandenen Verrohung und Degenerierung der savoyischen Uferbevölkerung des Genfersees. In der Schweiz hat voriges Jahr das Volk einen großen Kampf geführt gegen einen heimtückischen Feind, den Absinth. Durch ein Referendum, eine allgemeine Volksabstimmung wurde die Fabrikation und der Verkauf dieses giftigen Biquieurs, dessen Konsum besonders in der Westschweiz die Zahl anstaltsbedürftiger Irtsinniger bedeutend erhöhte, verboten. In Frankreich hat man die Energie zu diesem Vorgehen noch nicht gefunden. Wer aber Material sammeln will gegen den Absinth, der besuche die französischen Ufer des Genfersees. Was da an Idioten, Krüppeln, Betrunknen in den Dörfern und Städten zu sehen ist, spottet jeder Beschreibung. Dabei handelt es sich um eine vorwiegend ländliche Bevölkerung in einem nicht durch die Industrie und nicht durch Großgrundbesitz ausgeaugten, fruchtbaren Land.

Vorgestern war für den zum Senator ernannten Deputierten des Kreises Erstagwahl. Gewählt wurde ein junger Advokat. Am Tage nach den elections wurde er mit Musik in einem großen Zug durch die Stadt geführt.

Alles lief hinterher, Männer, Frauen, Kinder. Ein Drittel Betrunkene. Aber die blau-weiß-rote Kokarde hatten alle. Männer, Frauen und Kinder. Und in den Zeitungen stand, daß der Herr Deputierte versprochen habe, gegen Vergevaltungen und Eingriffe in die persönlichen Freiheiten, wie sie z. B. in der Schweiz mit dem Absinthverbot geschehen seien, entschieden aufzutreten würde, „protestera it énergiquement“!

Ich habe vergeblich nach einem sozialistischen Kandidaten geforscht. Das gibts noch nicht in diesem schönen Lande. A. F.

### Cheater-Humoristika.

Die Zehn Gebote des Schauspielers.\*

Das erste Gebot. Ich bin der Herr, dein Regisseur. Du sollst keine andere Betonung haben neben mir.

Was ist das? Wir sollen den unerforschlichen Ratfchluß der Regie über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.

Das zweite Gebot. Du sollst die Hilfe des Souffleurs nicht unmäßig begehren, denn der Regisseur wird den nicht ungestraft lassen, der diese Hilfe mißbraucht.

Was ist das? Wir sollen den Souffleur fürchten und lieben, daß wir uns nicht zu nahe an seinen Kasten setzen, stellen oder legen, sondern sollen ihn verachten, ferne von ihm stehen, lieber lernen als hören.

Das dritte Gebot. Du sollst den Gagetag heiligen.

Was ist das? Wir sollen den Gage- und den a conto-Tag nicht verachten, sondern diese Tage einhalten, gerne zu ihnen kommen, aber den Sekretär oder Kassierer oder Rentanten nicht an andern Tagen belästigen.

Das vierte Gebot. Du sollst deinen Direktor (Intendant) ehren, auf daß dir's wohl gehe und du lange bleibst im Engagement.

Was ist das? Wir sollen den Herrn Direktor (Intendant) mit Lächeln grüßen, der Frau Direktor (Intendantin) die Hand küssen, mit den Töchtern Walzer tanzen und mit den Söhnen Brüderschaft trinken, auf daß wir gute Rollen bekommen, nicht gekündigt werden, sondern das ewige Engagement haben.

Das fünfte Gebot. Du sollst nicht töten.

Was ist das? Wir sollen keine Rezensionen erschließen. Denn Gott schuf sie. Und ob sie gleich in die Hölle fahren, werden sie auch dort nicht aufhören, zu schreiben, und werden ihren Griffel in Pech und Schwefel tauchen.

Das sechste Gebot. Du sollst nicht eheverprechen.

Was ist das? Wir sollen unsere Kolleginnen lieben und ehren — aber nicht heiraten, weil das Engagement bloß acht Monate dauert!

Das siebente Gebot. Du sollst nicht nassauern.

Was ist das? Wir sollen unsere Kollegen lieben und ehren, daß wir ihnen ihre Seife, Abschmink- oder Puder nicht verkleinern, verringern oder darin gastieren, sondern ihnen ihre Schminkebehälter behüten helfen, ihnen förderlich und dienlich sein.

\* Aus dem Faschingsheft von „Bühne und Welt“.

Das achte Gebot. Du sollst nicht falsches Zeug reden.

Was ist das? Wir sollen den Dichter ganz wörtlich fürchten und lieben, daß wir seine Worte in den Rollen nicht umstellen, verändern oder gar verbessern und lustiger machen, sondern, wenn er langweilig wird, sollen wir ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren.

Das neunte Gebot. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Rolle.

Was ist das? Wir sollen unserem Kollegen nicht mit List nach seiner Rolle, seiner Partie oder seiner Beschäftigung sehen, sondern sollen ihm soufflieren, ihm unsere Garderobe borgen, Beklame für ihn machen und selbst abgehen vom Theater.

Das zehnte Gebot. Du sollst nicht begehren ein anderes Engagement.

Was ist das? Wir sollen unser Theater lieben und ehren, daß wir nicht nach höherer Gage trachten, noch mit einem Schein des Rechts an ein Hoftheater zu kommen suchen — sondern sollen für geringere Gage bleiben, täglich Statistrie mitmachen und womöglich ohne Spielhonorar.

Was sagt nun die Direktion zu diesen Geboten allen. Ich, der Herr, dein Direktor (Intendant) bin ein starker, eifriger Direktor (Intendant). Denn ich bin im Bühnenverein, und die, so mich hassen, erkläre ich für kontraktbrüchig und suche sie heim mit Konventionalstrafen bis auf das Doppelte des wirklichen Interesses. Aber denen, so diese Gebote halten, tue ich wohl und erlaube ihnen, bei mir zu spielen, bis sie erwerbsunfähig werden.

Was ist das? Die Direktion will uns damit locken, daß wir glauben sollen, sie sei unsere rechte Herrschaft und wir ihr rechtes Gefinde. Darum sollen wir uns fürchten vor ihrem Zorn (außer wer ein Genossenschaftler ist) und nicht wider ihren Willen tun, bis wir pensionberechtigt sind.

### Die ärgste Kritik.

Wahrlich, meist nur mit gewissen Klengien greif ich nach der Zeitung. Denn gewöhnlich wird verrissen Mime, Regisseur und Leitung.

Aber der Kritiken schlimmste, Boll von mörderischen Sieben, Diese grimmige, allgerimmste, Meißt zum Glücke ungeschrieben.

Und das ist ein wahrer Segen; Denn wie wär' es zu ertragen, Stünd's gedruckt, was die Kollegen Ueber die Kollegen sagen!

### Handel und Wandel in der Urzeit.

Darüber sprach jüngst in der Jugendorganisation in Durach Gen. Hüber-Söllingen. Er führte aus: In den ältesten Zeiten war der Handel ein Tausch von Waren, die der eine im Ueberfluß hatte und welche dem andern fehlten. Den Wert bestimmte das Bedürfnis. Als dieser Tausch häufiger wurde, suchte man Mittel, wonach man die Waren bestimmter vergleichen und würdigen konnte. Man maß sie nach Ellen, Maßtern, Tonnen, man wog sie, anfangs in der Hand, dann auf einem rohen Brett. Unsere Waagschale ist keine der ältesten Erfindungen. Oft hatte aber der Käufer nicht, was der Verkäufer zu haben wünschte. Er gab dagegen eine Ware, die alle gleich sehr schätzten und begehrten. So kam man nach und nach dahin, den Wert — was die Ware gelten sollte — im Verhältnis zu der allgemein geschätzten Ware zu bestimmen. Das war der Ursprung des Geldes. Als allgemein geschätzte Ware gebrauchte man in einigen Gegenden Wuschelschalen, Holz, Salz und Fische; am beliebtesten waren jedoch Metalle, zuerst Kupfer, dann Silber und Gold. Zuerst wog man die